
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 5. 1887.

Der Australier.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

(Fortsetzung.)

Es geschahen neuerdings Dinge in Mutter Meubrings eigener Wohnung, von denen sie sich nicht einmal etwas träumen ließ. Der Teufel war von dem Australier da hineingesetzt worden und trieb nun sein Spiel. Gleich am ersten lustigen Tage Otto's, den ihm die so bedeutungsvolle Unterredung mit seinem Bruder bereitet hatte, wußte er Abends Minna allein auf dem Korridor abzufangen, um ihr still lachend zuzuraunen:

„Du, was meinem Bruder die Ohrfeigen leid thun, die Du um ihn gekriegt hast, Du glaubst es gar nicht."

„Abscheulich!" rief sie, ihn von sich stoßend, und wollte mit vor Scham erglühtem Gesicht sich flüchten.

„Halt!" rief er und reichte ihr verstohlen ein Brieflein. „Darin bittet er ab; lies nur."

Einen Augenblick zögerte sie, dann nahm sie den Brief mit den trotzigen Worten: „Er will mir wohl noch mehr Verdruß bereiten! Was hat er mir Briefe zu schreiben?" Aber sie steckte den Brief zu sich, und als sie nach einer unbeachteten Abwesenheit, während welcher der Major eine philosophische Abhandlung hielt, wieder bei Tisch erschien, flimmerte es ganz merkwürdig unter den dunklen Bogen ihrer Augenbrauen.

„Nun?" wisperte ihr an einem der nächsten Tage Otto in schalkhafter Geheimnißthuerei zu. „Gibt's keine Antwort?"

„Ach, geh!" that sie sehr unwillig.

„Minna! Kleiner Trotzkopf! Du kannst meinem Bruder doch etwas erwiedern? Ich glaube, Minchen, er hat ein Auge auf Dich. Er hat sich sehr nach Dir erkundigt. Er meinte, Du gefielst ihm schon, weil man mit Dir keine Schwiegermutter heirathete, sondern nur eine Schwiegertante."

„Das erzähle nur Deiner Frau oder ihrer Mutter. Du bist ja jetzt recht keck und verschmitzt. Wie Du Dich bisher hast verstellen können!"

„Minna, ich wundere mich selbst über mich. Das macht Alles mein Bruder. Er gibt mir förmlich Unterricht, wie ich mich mausern soll. Und ich mausere mich, als hätte ich nur auf die Gelegenheit dazu gewartet. Ah, Du wirst sehen, daß ich Heldenthaten verüben kann."

„Na, na," spottete sie. „Als Helden kenne ich Dich schon, als Pantoffelhelden."

„Nichts mehr Pantoffel! Ich ziehe die großen Stiefel an. Gib nur Acht. Und nun, was soll ich meinem Bruder von Dir sagen auf sein Brieflein? Du hast es doch gelesen?"

Sie huschte weg und wisperte dabei neckisch ihm zu: „Sag', ich laß ihn grüßen."

War Otto allein in seinem Zimmer, so zeigte er eine Erregtheit, die ihn zu abgerissenen Selbstgesprächen veranlaßte. Es war immer, wie wenn er einen inneren Kampf bestehe, aus dem er stets mit siegesfrohem Lächeln hervorging.

Das zusammengerollte Heft, in dem seine Novelle geschrieben stand, lag auf dem Tisch, wo er sie in den Stunden seiner ehelichen Haft aus dem bedrückten Dichtergemüth verfaßt hatte. Albrecht hatte ihm das Manuscript wiedergegeben. Er blätterte darin, besah sich den schön geschriebenen Titel: „Liebesleiden, Novelle von Otto Buchwall," und murmelte dann mehr und mehr deutlich vernehmbar seinem eigenen Ohr: „Spielerei! Albrecht hat ganz Recht. Das sind nur Spielereien ohne Werth. Ich werde jetzt Gescheidteres arbeiten; ich werde einen kleinen Roman im wirklichen Leben ausführen, anstatt in der Einbildung zusammenstellen. Albrecht versteht das Leben, der macht 'was aus mir. Und ich werde ihn nicht täuschen; ich werde Alles thun, was er mir gerathen und was ich ihm gelobt. O, ich habe Muth dazu und die Geschichte hat auch Humor. Ich lache manchmal."

Und er lachte unwillkürlich hell auf.



Ferdinand v. Müller. (S. 35)

„Zu komisch! Diese Gesichter! Meine Frau! Die Alte! Ja, es ist zu meinem Glück und zu Niemandes Schaden!“

Er zerriß das Manuscript seelenruhig und warf die Stücke in den Papierkorb, indem er ihnen nachrief: „So opfert man der Selbsterkenntniß seine Einbildungen. Es ist der Bruch mit einer dumm verlebten Vergangenheit.“

Dieses eigenthümliche Gebahren Otto's hatte acht Tage angedauert. Er war am Vormittag wieder ausgegangen, vergnügt zu Tische gekommen und hatte sich dann in sein Zimmer gesetzt, um einen Brief zu schreiben. Als er fertig damit war, steckte er ihn zu sich, stand nachdenklich da und murmelte: „Wie sagte Cäsar, als er den Rubikon überschritt? Jacta alea est!“ Also wie Cäsar; oder auch wie Hamlet: Sein oder Nichtsein! Ich thue nichts Unrechtes; mein Herz klopft blos aus Erwartung, wie Alles verläuft, ob Albrecht richtig gerechnet hat, ob ich geschickt ausführe, was nun entscheiden muß! Ja, mein Gewissen ist ruhig, denn ich handle nur zu meinem Besten, und Keiner wird zu Schaden dabei kommen. Keine Schwäche, Otto! Vorwärts!“

Er rief seine Frau zu sich und umfaßte sie liebevoll, als sie mit fragendem Gesicht erschien.

„Mir bekommen die Spaziergänge so gut,“ sagte er, „und Dir auch. Du klagst jetzt gar nicht mehr, wie sonst so oft, über Kopfweh. Nicht wahr, Schätzchen?“

„Es ist so,“ antwortete sie traulich.

„Und wie wohl Du jetzt aussiehst! Diese frischen Wangen! Ach, Elvira, wir leben ja so glücklich und es plaudert sich so hübsch, wenn wir allein sind auf solchen Spaziergängen!“

„Willst Du, so gehen wir.“

Er küßte sie und sagte: „Ja, gehen wir.“

Als sie sich bald darauf von der Frau Cölestine verabschieden wollten, bemerkte diese: „Es ist ja aber noch so heiß, Kinder.“

„O, liebe Mama,“ schmeichelte Otto, „ich habe diese Hitze im Freien sehr gern; nur nicht in den dumpfen Zimmern.“

„Aber Elvira?“

„Für sie gerade ist es gut, in die Luft zu kommen, Mama. Man sieht ja, wie trefflich es anschlägt.“

„Ja, Mama! Und ich möchte heute den Ausgang auch benutzen, um mir Kleidermuster anzusehen,“ sagte Elvira.

„Aber ich wünschte heute Abend das Konzert mit Euch zu besuchen. Der Abend muß ja köstlich im Freien sein, und ich habe schon mit dem Major davon gesprochen.“

Ueber Otto's Antlitz flog plötzlich eine leichte Röthe und fast hastig stieß er hervor: „Heute Abend? Ah, warum denn nicht? Gewiß, Mama, wenn Du es wünschest, so werden wir zusammen sein. Versteht sich. Nichts ist mir lieber. Aber darum können wir doch jetzt einen Spaziergang machen?“

„Ja, das hindert nicht,“ stimmte die junge Frau ihrem Gatten zu.

Mutter Neubring wandte nun auch nichts weiter ein, und das zärtliche Ehepaar verließ die Wohnung.

Sie gingen den „Linden“ zu und unterwegs blieben sie Arm in Arm öfter vor den Schaufenstern großer Geschäfte stehen. Bald jedoch sagte Otto: „Sehen wir uns die Sachen ein anderes Mal an, lieber Schatz. Ich schlage Dir dagegen vor, jetzt meinen Bruder zu besuchen. Wir nehmen eine Droschke.“

„Ich zu Deinem Bruder?“ fragte sie betroffen.

„Warum denn nicht? Am Ende mußt Du als meine Frau ihm doch einen Anstandsbesuch in meiner Gesellschaft machen. Nicht, liebe Elvira?“

„Freilich, Otto, und ich habe auch gewiß nichts gegen Deinen Bruder. Aber bedenke, was Mama dazu sagen wird, wenn sie erfährt, was ich gethan!“

„Nun, der Zwist mit Deiner Mutter, in den Albrecht gerieth, wird ja wohl ausgeglichen werden, früher oder später. Du mußt nicht in allen Dingen blos Deine Mutter im Auge haben, sondern auch Deinen Mann. Die Frau gehört doch zuerst dem Gatten und soll ihm folgen, ihn glücklich machen, wäre es auch selbst, daß sie Vater und Mutter deshalb verließe.“

Diese beredte Predigt setzte Elvira in Staunen; aber sie lächelte dabei und blickte inniglich auf den kleinen Cicero.

„Er soll Dein Herr sein!“ erwiederte sie schalkhaft drohend. „Das hat mir Dein Bruder an den Kopf geworfen, und Du hast es aufgelangt.“ Ernster und weich setzte sie sogleich hinzu: „Davon sprichst Du jetzt so oft zu mir, Otto, als thäte ich nicht Alles, was Du wünschest und Dich glücklich macht. Habe ich denn einen anderen Wunsch?“

„Schätzchen, Du bist gewiß jetzt viel mehr meiner Meinung als früher; aber Du verheimlichst es doch immer noch vor Deiner Mutter, als dürfest Du nicht sein, wie Du denkst.“

„Es ist eben meine Mutter, ich schulde ihr Rücksichten.“

„Das muß nicht zu weit gehen, Elvira.“

„Du kennst sie ja. Soll ich etwa ungehorsam gegen sie sein? Otto, es scheint mir wirklich, als sei ein anderer Geist in Dich gefahren, seitdem Dein Bruder hier ist und Du mit ihm verkehrst und Pläne machst.“

„Das ist auch wahr, Herzensweibchen. Ich denke aber, das ist recht von mir und Du solltest es billigen. Ich will ein Mann sein, der sein Brod verdient und seine Frau ernährt, und ich will als Gatte auch Herr im Hause sein. Weiter nichts, Elvira. Ist denn dies ein Verbrechen gegen Deine Mutter?“

„Wir leben aber bei ihr, und sie läßt sich nicht dreinreden.“

„Ah, wir haben doch auch Rechte; das muß sie einsehen und Du mußt zu Deinem Mann halten, gibt's auch einmal Krieg darüber. Wenn ich Dich also nun bitte, mit zu meinem Bruder zu gehen — fragt da die Tochter oder die Frau sich, was sie antworten soll?“

Diese Sprache übte großen Eindruck auf Elvira, die als willensschwaches Wesen des Anschmiegens gewohnt war und im natürlichen Instinkt des Weibes es lieber jetzt beim Gatten that, als bei der Mutter, deren Botmäßigkeit sie sich doch entwachsen fühlte. Und wie Otto, sonst kleinmüthig gleich ihr, vor ihr so erstarkte, gefiel er ihr höchlich und sie wurde ihm von Herzen ergeben.

„Die Frau,“ antwortete sie ihm nach kurzem Besinnen leise und hing sich fester an seinen Arm. „Fahren wir zu Deinem Bruder, Mama braucht es ja nicht zu wissen.“

Sie stiegen in die Droschke und fuhren ‚Unter den Linden‘ hin an dem bunten Menschentreiben vorüber, das auf den breiten Seitenwegen der prächtigen Straße und in der schattigen Mittelallee hin und her wogte. Sie kamen sich wie ein Brautpaar vor. Elvira fühlte den Reiz, ihrem Mann zu Liebe eine Heimlichkeit gegen ihre Mutter zu begehen, ohne daß sie sich deswegen einen Vorwurf machen konnte, und ihre Augen spiegelten diesen Triumph der Frau über die Tochter wieder.

Die Droschke hielt in der Luisenstraße vor einem der älteren Häuser mit großem Thorweg. Das Ehepärchen durchschritt ihn und gelangte auf einen großen stillen Hof, dessen hintere Hälfte mit heiteren Gartenanlagen versehen war.

„Wir fangen von rückwärts an, Schätzchen,“ erklärte ihr Otto in sichtlicher Aufregung. „Da“ — er zeigte auf ein einzeln stehendes niedriges Gebäude zur Linken des Hofes — „ist unser Schuppen, da wird unser Waarenlager sein. Was der Albrecht findig ist, wie er mit einem Blick gleich das Richtige sieht, das ist erstaunlich.“

Er deutete auf die andere Seite des lichten Hofes, wo vom Haupthause ein langer Flügel sich gegen den Garten zu erstreckte.

„Siehst Du, da prangt das Schild unserer Firma: Gebrüder Buchwall. Dazu gehörst Du nun als mein Weib auch. Nicht wahr?“

Sie nickte ihm zu mit glücklicher Miene.

„Da ist das Comptoir, von dem aus wir unseren Schuppen bequem vor Augen haben. Komm, da wird mein Bruder sein.“

Er stieg mit ihr einige Stufen vom Hof in einen Hausgang und ließ sie in das Comptoir eintreten.

Albrecht war in der That dort und ein Dienstmann bei ihm. Sein Empfang war herzlich und schlicht und er that, als erfülle der Besuch seiner Schwägerin ihn mit Behagen. Otto begann nach den Begrüßungsworten sogleich wieder seiner Frau Zweck und Einrichtung der Räumlichkeiten zu erklären.

„Alles fertig,“ sagte er und wies auf einen der Drehstühle. „Man braucht nur aufzusteigen. Und dies ist mein Platz, Schätzchen. Siehst Du, hier werde ich arbeiten.“

„Yes!“ meinte Albrecht dazu und blickte lächelnd auf die junge Frau, die ihre Augen neugierig überall umherschweifen ließ. Sie sahen durch die offen stehenden Thüren in zwei Zimmer, die hinter dem Comptoir noch im Seitenflügel sich befanden. Das erste war schmal und fein möblirt, das letzte groß und zeigte auf dunklem Teppich am Fensterpfeiler nur einen schönen Waschtisch mit Porzellanservice auf der Marmorplatte.

„Wenn Geschäftsfreunde kommen,“ erklärte Otto leichthin und öffnete wieder die Thüre nach außen. „Jetzt aber in das Allerheiligste. Du wirst Dich freuen, welchen Geschmack Albrecht in dessen Ausstattung bewiesen hat.“

Er führte Elvira über den Hausgang in die Räume des Vorderhauses. Albrecht folgte und auch der Dienstmann.

„Unser Hausknecht und Diener vorläufig,“ stellte Otto ihn gleichsam seiner Frau nebenbei vor.

Die erste Thüre nach dem Gang hinaus war die der Küche, und die Magd in weißer Schürze stand in derselben und grüßte sehr freundlich.

„Das ist die Karline, die putzt und kocht.“

Die Küche war mit Blech-, Kupfer-, irdenen und Porzellangeschirren gut versehen; ein Blick hinein überzeugte Elvira davon und rief ihr Gefallen wach.

Man trat am Ende des Ganges in die nach der Straße gelegenen Zimmer. In dem ersten standen zwei Betten; es war in altdeutschem Geschmack ohne Prunk traulich eingerichtet. Elvira wollte eine Bemerkung anbringen, aber ihr Mann zeigte ihr schon das reizende kleine Eßzimmer nebenan mit Möbeln von Nußbaumholz, und dann das große Wohngemach, dessen Ausgangsthüre nach der Haustreppe und der Thorflur führte. Er sprach dabei immerzu, lobend, preisend, sich überhastend, und sie hörte nur und sah sich mit Vergnügen um.

„Ist das nicht allerliebst, Elvira! Wie muß es sich hier wohnen! Sieh diesen schönen Schrank! Dieses Sopha, diese Polsterstühle! Ein Hauptkerl mein Bruder!“

„Und die reizenden Vorhänge!“ rief sie jetzt. „Auch sogar ein Blumentisch! Diese Rosen!“

„Alles, Alles ist da. Das wäre so ein Nestchen für uns, Weibchen! Nicht wahr?“

Er umarmte sie; seine Wangen glühten,

seine Augen leuchteten, und als er dann aus seiner Brusttasche einen verschlossenen Brief hervorlangte, konnte er das Zittern seiner Hände nicht verbergen. Elvira fiel es auf.

„Lehmann," wandte er sich an den Dienstmann und gab ihm den Brief. „Tragen Sie ihn schnell an seine Adresse. Auf Antwort zu warten ist nicht nöthig."

Lehmann entfernte sich mit dem Brief. Otto hielt einen bedeutsamen Blick lange auf seinen Bruder gerichtet, der schmunzelnd seine Befriedigung über Alles, was bisher geschehen, bezeugte. Elvira war etwas verwundert. Dieser seltsam fragende Blick ihres Mannes, seine Aufregung, dieser Brief... Was ging denn da noch vor?

Otto ließ sie sich setzen und nahm neben ihr auf dem Sopha Platz; Albrecht stand vor ihnen und hielt beide Hände in den Taschen seiner weißen Beinkleider. Er schmunzelte noch mehr und ließ zuweilen, während sein Bruder sprach, einen pfiffigen Blick auf diesen, einen erwartungsvollen auf seine verwirrt werdende Schwägerin fallen. Denn Otto sprach jetzt sonderbar: „Nicht wahr, Elvira, trefflicher konnte doch Albrecht seine Wohnung nicht einrichten? Und so schnell, in acht Tagen. Morgen geht's nun auch gleich an die Arbeit. O, es wird Dir schon gefallen! Jetzt wirst Du erst glücklich sein, wie ich ebenfalls. Es wird Dir gewiß hier besser zu Muthe sein, als bei Deiner Mutter."

Immer weiter öffneten sich ihre blauen Augen und ihre Mienen verzogen sich zu einem Ausdruck des argwöhnischen Erstaunens.

„Ja," fuhr Otto fort und nahm ihre Hand in die seinige, „es muß sein. Anders ging's nicht mehr, Elvira, und nun ist's gelungen. Wir sind hier, wo wir bleiben werden."

„Otto!" Sie riß sich entsetzt von ihm los und sprang auf. „So hättest Du mich verrätherisch hierher gelockt —"

Er lächelte und ward ruhiger. „Ich mußte wohl meine eigene Frau entführen," antwortete er, „wenn sie mein eigen werden sollte."

„Ist das Dein Ernst?"

„Natürlich," fiel Albrecht ein. „Das ist kein Spaß, den ich ersonnen habe."

„Entsetzlich! Otto, Du willst hier wohnen bleiben? Das hast Du im Geheimen mit Deinem Bruder abgekartet?"

„Jawohl, mein Frauchen, und darum brauchst Du nicht zu verzweifeln."

„No, gar nicht, Frau Schwägerin. Ich werde hinten auf dem Hofe wohnen und Sie mit Ihrem Mann hier. Er zahlt dafür die Hälfte der Miethe von dem, was er verdienen wird."

„Macht Dir denn das nicht Freude?" rief Otto seiner Frau zu.

„Nein, nein! Nimmermehr!" brach sie zornig und mit Thränen los. „Ich nicht! Ich bleibe nicht hier, ich gehe nicht von meiner Mutter. Das ist ein schändlicher Streich, Herr Buchwall!"

„Es hilft Dir Alles nichts!" redete ihr Otto zu. „Du bist mein Weib und mußt bei Deinem Mann sein. So will ich es jetzt Deiner Mutter durch die That beweisen. Füge Dich also meinem Willen, Elvira. Sei verständig, es ist zu unserem Glück nöthig, und Du wirst hier nun allein Frau im Hause, was jede Gattin doch sein will."

„So soll ich also hier gefangen gehalten werden?"

„O no," brummte Albrecht und öffnete schnell die Thüre nach der Treppenflur. Elvira stutzte.

„Mit Gewalt halte ich Dich nicht," sagte Otto ernst und fest; „Du kannst gehen, wenn es Dein Wille ist. Du kannst Deinen Mann pflichtvergessen verlassen. Vielleicht ergebe ich mich dann darein, indem ich denke: Lieber keine Frau, als eine pflichtvergessene, die ihrem Manne nicht folgt, weil sie vom Gängelband der Mutter nicht lassen kann. Oder ich mache von meinem gesetzlichen Recht Gebrauch und lasse Dich durch die Polizei von Deiner Mutter dahin holen, wohin Du seit der Trauung allein gehörst. Sieh es ein, Elvira, daß ich nur mein Recht verlange gegen Deine Mutter und gegen Dich."

Die Thüre stand noch immer auf und Albrecht hielt sie. Aber Elvira rührte sich nicht. Sie hatte die Worte ihres Mannes wie ein Urtheil angehört, erstarrend, thränenlos. Er trat auf sie zu und fragte liebevoll: „Willst Du gehen? Oder willst Du doch lieber bleiben?"

Sie warf sich gebrochen in das Sopha zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Die Thränen überströmten es jetzt, und sie schluchzte krampfhaft. Otto setzte sich zu ihr und legte zärtlich seinen Arm um ihre Schultern. Albrecht aber schloß die Thüre, warf einen triumphirenden Blick auf seinen Bruder und ging hinaus in die Nebenzimmer.

Lange währte es, bis Elvira, immer noch schluchzend, wie einen Angstruf hervorstieß: „Aber Mama!"

„Beruhige Dich auch darüber, liebes Weib. In dem Brief, den ich vorhin absandte, habe ich Deiner Mutter Alles klar und deutlich auseinander gesetzt. Sie wird zwar aus den Wolken fallen, doch dabei sich keinen Schaden thun. Was geschehen ist und noch geschieht, ist von mir und meinem Bruder wohl überlegt und fest beschlossen. Eine Revolution allerdings gegen Deine Mutter — es ging eben nicht anders, sollte ich aufhören, eine unwürdige Rolle zu spielen, und solltest auch Du einer kindischen Abhängigkeit entzogen werden. Deine Mutter erfährt auch aus dem Briefe, wo wir jetzt sind und wo wir fortan wohnen werden. Es war fünf Uhr, als ich den Brief an sie abschickte; um halb Sechs hat sie ihn erhalten und es ist wahrscheinlich, daß sie hier sein wird, ehe es sechs Uhr schlägt. Fürchten wir uns nicht, Elvira; noch diesen Sturm muthig bestehen und dann sind wir frei. Halte zu mir, fühle Dich als Frau und denke, daß wir Beide uns für das Leben angehören und wir Beide uns glücklich machen müssen. Ich bin gefaßt darauf, zu kämpfen; mein Bruder hat mich aus meiner kläglichen Schwäche gerissen und er hat Recht daran gethan. Auch Du wirst es ihm danken!"

So tröstete er sie und suchte sie muthig aufzurichten. Albrecht kam wieder herein und brachte eine Pfirsichbowle, stellte Gläser hin und schenkte ein.

„Stoßen wir an," rief er lustig. „Willkommen hier in Eurem neuen Heim! Na, Frau Schwägerin, nur Kopf oben!"

Sie schüttelte ihr Haupt, weinte noch immer und sagte schmerzlich, was echt weiblich in ihre Verzweiflung als Kummer und Sorge mit hineinspielte: „Ich habe ja keine Wäsche, keine Kleider hier!"

Die beiden Männer lachten hell auf.

„Ich auch nicht," sagte Otto.

„Aber das kauft man," rief Albrecht. „Pah, mein Junge," wandte er sich zu Otto, „daran haben wir doch nicht gedacht. Warum sollte die Schwiegermutter Euch Eure Kleider nicht herausgeben? Und wo nicht, so stattest Du Deine Frau aus; yes, mein Junge, das ist in einer Stunde geschehen."

Darauf tranken sie die kühle süße Labe, und tranken, ihrer That und deren Folgen sich freuend, immer noch ein Glas mehr, indeß Elvira bang und nachsinnend mit thränenvollen Augen neben ihnen saß.

In der Erwartung, die alle Drei unter verschiedenen Empfindungen hegten, täuschten sie sich nicht. Ehe es noch sechs Uhr war, kam Lehmann zurück und meldete, daß er seinen Auftrag besorgt habe, und schon wenige Minuten später fuhr eine Droschke vor das Haus, aus welcher die lange dürre Figur des Majors und dann die gewaltige der Mutter Meubring mit scharlachrothem Gesicht ausstiegen.

„Fertig!" rief Albrecht wie ein Anführer zum Kampf und öffnete die Thüre, ehe noch die Erwarteten sie berührt hatten.

Frau Cölestine stürmte mit vollem Dampf herein, der Major folgte ihr mit einem strengen Gesicht. Ehe die Furchtbare noch ein Wort ausstoßen konnte, lag Elvira weinend an ihrem Halse.

„Ah," befreite sich das übervolle Herz ihrer Mutter aufathmend, „ich wußte wohl, daß Du nicht so schlecht bist, mich verlassen zu wollen. Man hat Dich betrogen, Dir Gewalt angethan. Aber ich komme, Dich aus den Händen dieser Banditen zu retten. Ja, Banditen! Aber ich bin eine Frau, die sich nicht fürchtet, und eine Mutter, die sich ihre Tochter nicht rauben läßt. Komm, mein Kind, komm, ich bin hergeeilt, Dich zu holen. Dieser Verräther, dieser Undankbare," rief sie mit einem wüthenden Blick auf Otto, „mag bei diesem Australier bleiben!"

„Liebe Mama," trat ihr Otto ruhig und freundlich entgegen; „aus meinem Briefe wirst Du genügend erkannt haben, was mich bestimmte, mit meiner Frau mich aus Deiner Wohnung zu entfernen."

„Ah, mein Herr!" murmelte ihm der Major hinter dem breiten Rücken der Frau Cölestine, die Elvira an ihrer Brust weinen ließ, vorwurfsvoll zu.

Otto beachtete es nicht und fuhr fort: „Ich bin kein Undankbarer, aber ich müßte kein Ehrgefühl haben, um Dir dafür Dank schuldig sein zu sollen, daß Du mich zum Tropf machen wolltest."

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand v. Müller.

(Mit Porträt auf Seite 33.)

Der Mann, dessen Porträt wir auf Seite 33 bringen, ist einer der thätigsten Naturforscher der Gegenwart, einer der unerschrockensten Reisenden der Neuzeit und ein Gelehrter, dessen Bemühungen die heutige Erdkunde und die Naturwissenschaften eine ungemeine Bereicherung der Kenntniß von Australien verdanken. — Ferdinand Freiherr v. Müller, der langjährige Direktor des großartigen botanischen Gartens zu Melbourne in Süd-Australien, ist am 30. Juni 1825 zu Rostock geboren, widmete sich zuerst der Pharmacie, dann der Naturwissenschaft und studirte von 1846 bis 1847 in Kiel. Seine angegriffene Gesundheit zwang ihn, ein wärmeres Klima aufzusuchen, und er ging deshalb auf Reisen, welche ihn schließlich nach Australien führten. Hier fühlte Müller sich von der eigenartigen und großartigen Natur dieses Welttheils so angezogen, daß er daselbst einen längeren Aufenthalt zu nehmen und sich eingehend mit der Erforschung des Erdtheils zu beschäftigen beschloß. Er bereiste bis 1852 Süd-Australien, dann als Regierungsbotaniker Victoria bis 1855, wobei er zuerst die australischen Alpen botanisch und topographisch erforschte. Er begleitete auch in der Eigenschaft eines Naturforschers und Arztes 1855 und 1856 Gregory auf seiner Vermessungsreise und wurde nach seiner Rückkehr Direktor des botanischen Gartens zu Melbourne, den er zu hoher Bedeutung brachte, legte jedoch vor mehreren Jahren diesen Posten nieder, um fortan ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Müller hat sich um die Erforschung Australiens ungemein verdient gemacht; ihm verdankt man zunächst die genauere Kenntniß der dortigen Pflanzenwelt, die er mit Bentham in der siebenbändigen „Flora australis" beschrieb, außerdem hat er die Wissenschaft der Botanik noch durch sechs werthvolle Spezialwerke in englischer Sprache bereichert, welche zu den bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete gehören. In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft wurde er 1870 vom König von Württemberg in den erblichen Freiherrnstand erhoben.

Fächerverkäuferin in Venedig.

(Mit Abbildung.)

Wer ein vollständiges Bild des heutigen venetianischen Volkslebens gewinnen will, der muß nicht nur die in den Reisehandbüchern hervorgehobenen interessanten oder den Hauptschauplatz des Verkehrs bildenden Punkte, sondern auch jene engen Gassen und winzig kleinen Plätzchen besuchen, wo die Kleinbürger und armen Handwerker wohnen. Unsere untenstehende Abbildung führt uns ein Bild aus dem Kleingewerbe dieser Quartiere im Innern der Stadt vor, nämlich eine Frau, welche selbstgemachte Fächer geringerer Art verkauft. Man sieht in Venedig, wie in Italien überhaupt, den Fächer nicht nur in den Händen der Damen der oberen Stände, sondern auch die weibliche Bevölkerung der unteren Klassen führt ihn vielfach und weiß ihn mit Anmuth zu handhaben. Daher fehlt es der Fächerverkäuferin, welche uns die Abbildung inmitten ihrer armseligen Umgebung, inmitten ihrer Kunden und der neugierigen Jugend zeigt, auch hier, wo Häuser und Bewohner den unverkennbaren Stempel der Dürftigkeit tragen, nicht an Absatz.

Manlius Kapitolinus.

(Mit Bild auf Seite 37.)

Als im Jahre 390 v. Chr. die Gallier das Kapitol in Rom belagerten und in einer dunklen Nacht beinahe sich dieses letzten Stützpunktes der Vertheidiger bemächtigten, hätten nicht die der Juno geweihten Gänse auf der Burg das Geräusch der Emporkletternden vernommen und zu schnattern begonnen, da war der tapfere Patrizier Marius Manlius der Erste, welcher auf den Wall eilte und sich den Feinden entgegenwarf. Einen Gallier, der schon die Brustwehr erklommen, hieb er nieder, dem folgenden stieß er den Schild gegen den Kopf, daß er rücklings den Felsen hinabstürzte, und als nun auf seinen Alarmruf die anderen römischen Krieger herbeieilten, wurden die noch nachdringenden Gallier sämmtlich in den Abgrund gestürzt. Dem muthigen Helden Manlius schenkte der Senat dafür ein Haus auf dem Kapitol und verlieh ihm den ehrenden Beinamen „Kapitolinus“. Dadurch wurde er jedoch ehrgeizig und gedachte in den bald nachher ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen der durch den gallischen Krieg verarmten Plebs, dem niederen Volke, und den reichen Patriziern die Beliebtheit, deren er sich seit seiner rettenden That in den unteren Klassen erfreute, dazu zu benützen, um sich mit Hilfe der Plebs, auf deren Seite er sich entschieden stellte, der unumschränkten Herrschaft in Rom zu bemächtigen.



Fächerverkäuferin in Venedig.

Die Patrizier erkannten aber die drohende Gefahr und es gelang ihnen, Manlius wegen seines Strebens nach der Alleinherrschaft vor den Richterstuhl der Centurien zu ziehen. Zunächst zwar sprach ihn die Volksversammlung Angesichts des von ihm geretteten Kapitols von aller Schuld frei, als die Patrizier es aber durchsetzten, daß er nunmehr vor die patrizischen Kurien (384 v. Chr.) gestellt wurde, war er natürlich verloren. Er ward wegen hochverrätherischen Strebens nach der königlichen Gewalt zum Tode verurtheilt und — wie unser Bild auf S. 37 zeigt — von der steilen Höhe des tarpejischen Felsens (diesen Namen führte die westliche Wand des kapitolinischen Berges) hinabgestürzt. Das Haus des kühnen Helden, dessen tragisches Ende von dem Volke aufrichtig betrauert wurde, ließen die Patrizier schleifen und faßten dann den Beschluß, daß fortan kein römischer Bürger mehr auf dem Kapitol wohnen dürfe.

Des Lordmayors Töchterlein.

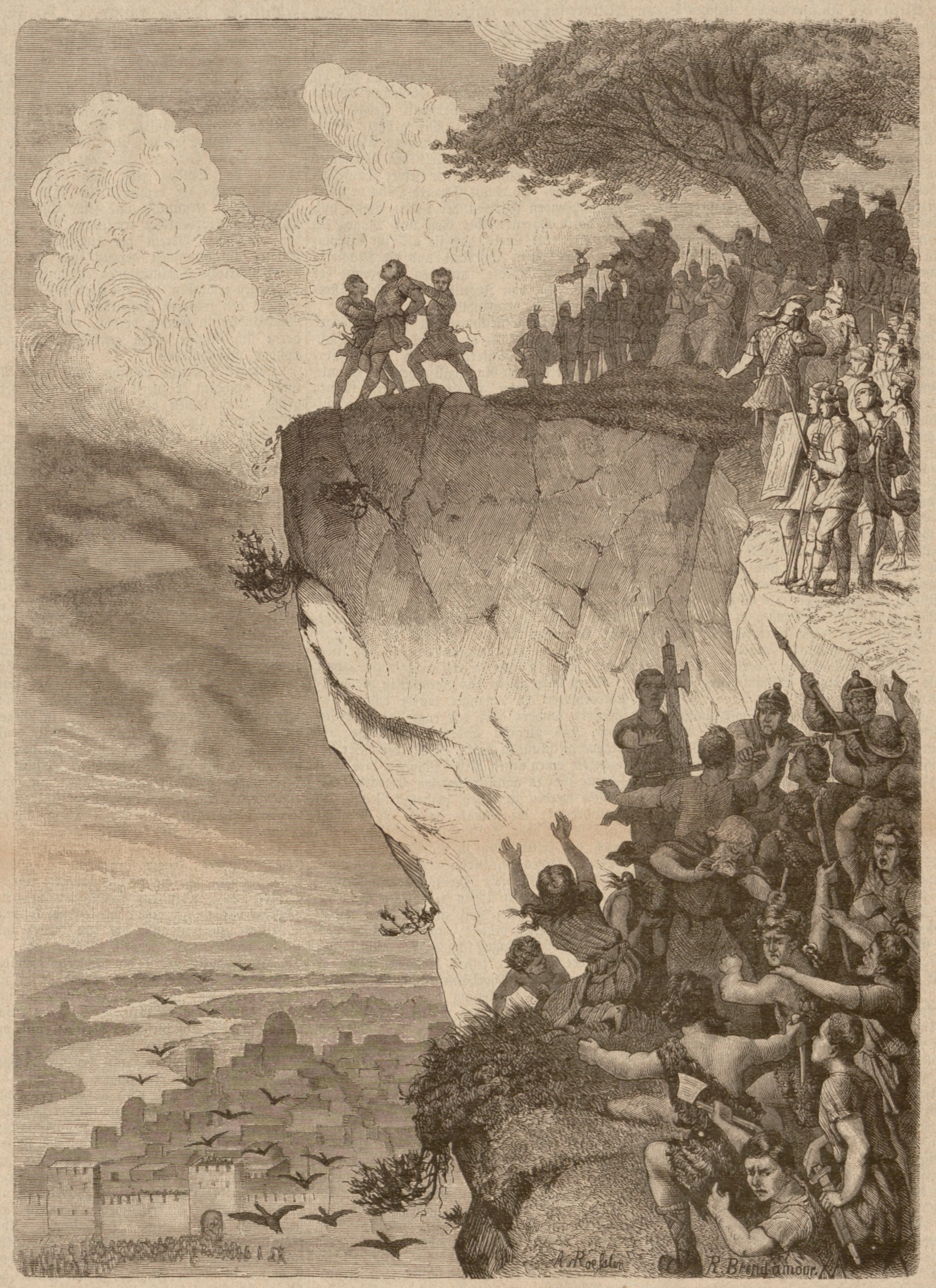
Historische Erzählung

von

R. Trenkhorst.

Nicht weit von der Kathedrale von Sankt Paul, die mit ihrer riesigen Kuppel weithin das Häusermeer von London überragt, befindet sich die Guildhall, das ehrwürdige Rathhaus der englischen Hauptstadt; alte Kupferstiche und Holzschnitte aus dem Mittelalter zeigen, wie sehr sich das Gebäude im Laufe der Jahrhunderte in seinem Aeußeren verändert hat, Brand und willkürliche Restaurationen haben es vollkommen umgestaltet. Verschwunden ist auch von seiner Front das zierliche gothische Thorhaus, welches einstmals, ehe der große Brand von 1666 beinahe die ganze City in Asche legte, den Eingang zur Guildhall schirmte, und damit zugleich die Erinnerung an eine kulturhistorische Rarität des alten London, die „Stadtriesen“, Gog und Magog genannt, welche in dem feierlichen Umzuge des neugewählten Lordmayors eine wichtige Rolle spielten.

Unter der Regierung Eduard's und der Königinnen Maria und Elisabeth bewohnten das kleine Vorgebäude der Guildhall zwei Männer, die seit zehn bis fünfzehn Jahren beim Zug des Lordmayors den Gog und Magog mit der nöthigen Würde und zur vollen Zufriedenheit des hochweisen Magistrats der City repräsentirten. Die beiden Riesen hegten eine



Manlius Kapitolinus wird wegen des Strebens nach der Alleinherrschaft vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. (S. 36)

innige Freundschaft zu einander, und der einzige Streit, der hin und wieder zwischen Beiden ausbrach, drehte sich nur darum, daß Gog, der sieben Fuß und zwei Zoll in der Länge maß, seinen Collegen, der um zwei Zoll kürzer als er war, bei eingetretener Meinungsverschiedenheit einen Knirps zu nennen pflegte, und das war der wundeste Punkt im Ehrgefühl des biederen Magog. Beide waren Junggesellen geblieben, wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als deswegen, weil sie in Alt-England keine Lebensgefährtin von passender Länge hatten finden können. Uebrigens gehörten die beiden riesigen Freunde wegen ihrer außerordentlichen Gutmüthigkeit zu den beliebtesten Persönlichkeiten Londons, und es gab in der ganzen City keine Bierstube, in der sie nicht stets freie Zeche hatten.

Da kam im Jahre 1548 eine böse Zeit für London, die „stille Weihnacht", in der die Pest mit furchtbarer Gewalt über die Stadt losbrach. Tausende von Menschen erlagen dem entsetzlichen Würgengel, und endlich war Niemand mehr da, der den Gestorbenen den letzten Dienst erweisen wollte. Da meldeten sich die beiden Riesen beim Lordmayor und erboten sich freiwillig zu dem gefährlichen Amt der Leichenträger; die ganze Bürgerschaft bewunderte ihren Muth und ihre Opferfreudigkeit, und Londons Magistrat dekretirte aus Dankbarkeit dafür, daß sie, so lange sie lebten, ihr Amt als Stadtriesen behalten sollten.

Eines Tages hatten sie eine weibliche Leiche, es war die der letzten Bewohnerin eines kleinen Hauses an der London-Brücke gewesen, nach dem Friedhofe getragen, und waren eben im Begriff, die Thüren mit dem vorgeschriebenen Pestsiegel zu verschließen, als Gog ein schwaches Wimmern in einer der Stuben zu hören glaubte. Er hielt inne und faßte seinen Freund am Arm.

„Hörtest Du nichts?" fragte er.

„Freilich, Bruder Gog," versetzte dieser, „es spukt offenbar drinnen, schlimm genug! Es ist eine heillose Zeit jetzt!"

„Thor Du, daß Du an Spuk glaubst und Pestleichen begräbst!" lächelte der Größere. „Narr Du, so wahr ich der längste Mann in Seiner Majestät Königreich Alt-England bin, war das Kindergeschrei, was ich eben gehört habe!"

Damit drängte er den unschlüssigen Magog von der Thüre und betrat das Innere des ausgestorbenen Hauses.

Der Riese hatte sich nicht getäuscht; in einer Ecke der Stube saß hinter dem Bett zusammengekauert und an einer harten Brodrinde nagend ein kleiner Knabe von zwei bis drei Jahren, der beim Eintritt der Männer sogleich weinend wieder in seinen Versteck unter dem Bett kroch.

Gog kniete nieder und holte mit seinem riesigen Arm den schreienden Knaben unter dem Bett hervor.

„Sei nur ruhig, mein Jüngelchen," streichelte er freundlich das Kind, das ihn mit seinen thränenfeuchten Augen voll Furcht ansah, „sei nur ruhig, wir nehmen Dich mit! Nicht wahr, Bruder, wir nehmen den kleinen Schreihals mit?"

Magog nickte dem Freunde zu, und Beide verließen mit ihrem wunderlichen Fund das Pesthaus an der London-Brücke.

Keiner aus der Bürgerschaft wollte den Knaben haben, und da derselbe keine Angehörigen besaß, es damals auch noch keine Waisenhäuser oder dergleichen gab, so sahen sich die beiden Stadtriesen wohl oder übel gezwungen, den Knaben bei sich zu behalten und für sein Fortkommen zu sorgen. Mit dem Kinde zog aber in das sonst so friedliche Wachthaus an der Guildhall auch der Unfriede ein, und täglich kam es zwischen den beiden Freunden zu Zank und Streit, weil Jeder in dem Knaben den unantastbaren Gegenstand seiner alleinigen Liebe sah und andererseits bei der Erziehung desselben seine eigene Erfahrung und Methode für allein maßgebend und richtig hielt.

Schon bei der schwierigen Bestimmung, welchen Vornamen der Knabe, dessen Vater Osborne geheißen hatte, tragen sollte, geriethen Gog und Magog hart aneinander, und nur die Rücksicht auf ihr städtisches Ehrenamt verhinderte es, daß die Nachbarschaft Zeuge eines Gigantenkampfes wurde. Die größere Länge siegte in diesem Kampfe väterlichen Ehrgeizes, und der junge Osborne erhielt den Vornamen Edward, den auch Gog seit seiner Taufe getragen hatte. So wuchs Edward Osborne unter den schützenden Fittigen der beiden Riesen auf, und darin waren wieder Gog und Magog ein Herz und eine Seele, daß sie all' ihr Einkommen, das ihnen ihr Amt und die Neugierde der Fremden brachte, auf den Unterricht des Knaben, der von Jugend auf große Geisteskräfte verrieth, verwandten.

Eigentliche Spielkameraden besaß Edward nicht; dagegen fühlte er sich sehr zu des Tuchmachers Hewit Töchterchen, das zwei Jahre jünger war und der Guildhall gegenüber wohnte, hingezogen. Vater Hewit hatte den kleinen Osborne wegen seines frischen Wesens und aufgeweckten Geistes sehr gern, und ließ die beiden Kinder, so viel sie wollten, spielen, wozegen Frau Hewit, die mit Vorliebe die Dame von Stand — sie war im zehnten oder zwölften Gliede mit dem Minister Thomas Cromwell verwandt gewesen — herauskehrte und den Verkehr der kleinen Anna mit dem Pflegesohne der „beiden groben, ungeschlachten Leute von gegenüber", wo sie konnte, zu hindern suchte. Die beiden Spielgefährten ließen sich jedoch in ihrer Zuneigung zu einander wenig stören, und als endlich die Nothwendigkeit an die beiden Stadtriesen herantrat, ihren dreizehnjährigen Pflegesohn zu einem tüchtigen Meister in die Lehre zu bringen, da war Niemand unglücklicher über dieses Ereigniß als die elfjährige Anna Hewit.

Aber nicht allein das Verhältniß der beiden Kinderherzen zu einander wurde dadurch erschüttert, sondern auch das enge Freundschaftsband, das gleiches Schicksal um Gog und Magog geschlungen hatte, erhielt bei dieser Gelegenheit einen argen Riß. Magog's Lieblingsgedanke war es nämlich gewesen, Edward Goldschmied werden zu lassen, während Gog in der Wollweberei, die damals gerade in England einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen begann, den besten Weg zu Ansehen und Reichthum für seinen Pflegesohn zu erkennen glaubte, Es kam über diese Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Riesen zu heftigen Debatten, in denen der zwei Zoll größere Gog wieder einmal den Sieg behielt, und das Ende vom Liede war, daß Magog schwur, sich nicht länger mehr der Tyrannei seines Genossen fügen zu wollen, und das Thorhäuschen, welches bisher zu gemeinsamer Wohnung der Beiden gedient hatte, mit der Drohung verließ, London den Rücken kehren zu wollen, wenn man für ihn nicht ein eigenes Häuschen baue. Die weisen Herren vom Magistrat waren durch diesen Zwischenfall in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, aber als sie die Unmöglichkeit einsahen, an Magog's Stelle für Gog in Alt-England ein würdiges Pendant zu finden, entschlossen sie sich, ein zweites Thorhäuschen für den strikenden Stadtriesen zu bauen, und als es fertig war, wunderte sich Jedermann in London, wie man den Mangel an Symmetrie, dem dadurch mit einem Male abgeholfen worden war, vor dem Stadthause so lange habe ertragen können. Die beiden Riesen aber sahen sich von jener Stunde an nicht mehr an. Das einzige vermittelnde Glied zwischen den beiden zürnenden Pflegevätern bildete Edward, der bei einem tüchtigen Webermeister an der Themse untergebracht war und allsonntäglich die beiden Thorhäuser aufsuchte; als aber nach bestandener Lehrzeit der tüchtige Bursche, um den Wollhandel kennen zu lernen, nach der englischen Niederlassung in Emden, die damals gerade gegründet worden war, ging, hörten die beiden Riesen oft Monate lang nichts von einander. Nur einmal alljährlich sah man sie, wie ehedem, brüderlich, neben einander herschreiten, beim Festzuge des neugewählten Lordmayors von London, aber Magog sah nach links, Gog nach rechts.

So waren seit dem Abschiede Edward Osborne's von London zehn Jahre vergangen; der Pflegesohn der beiden Riesen hatte in der Fremde seine Kenntnisse und seine Umsicht im Handel außerordentlich erweitert, er war in den mächtigen Verein der englischen Wollhändler aufgenommen worden und hatte sich durch glückliche Spekulationen ein ansehnliches Vermögen erworben, als ein Edikt des deutschen Kaisers den ferneren Aufenthalt der englischen Wollhändler in Emden verbot, und auch Osborne sich infolge dessen genöthigt sah, nach London zurückzukehren.

Edward Osborne besuchte nach seiner Ankunft, nachdem er zuerst seine Pflegeväter begrüßt, auch seinen alten Nachbar Hewit, in dessen Hause aber der junge Mann Alles so verändert fand, daß er sich dort nicht mehr heimisch fühlte und den Verkehr mit der Familie möglichst zu meiden beschloß. Der Alte, der in diesem Jahre die höchste bürgerliche Würde Londons, die des Lordmayor, bekleidete, war freilich derselbe geblieben; er umarmte Edward mit väterlicher Herzlichkeit und hörte seinen Erzählungen mit einer Theilnahme zu, die zeigte, wie sehr er sich über das Fortkommen seines jungen Freundes freute. Aber Frau Hewit war noch stolzer und hochfahrender geworden, sie behandelte den Heimgekehrten mit dem verletzenden Ausdruck vornehmer Herablassung, und als Anna, die zu einer herrlichen Jungfrau aufgeblüht war, in der Freude ihres Herzens dem alten Spielgefährten die Hand schüttelte und ihn wie ehedem dutzte, konnte ihre Mutter es nicht unterlassen, in Gegenwart Edward's es der Tochter deutlich genug zu verstehen zu geben, daß die Kinderzeit vorüber sei, und es sich für die erwachsene Tochter des Lordmayors durchaus nicht schicke, an einen „Fremden" ein solches Maß der Zutraulichkeit zu verschenken. Der junge Mann biß die Zähne zusammen und verließ das Haus: er hätte weinen mögen über den Unverstand des stolzen Weibes, wegen dessen er die Stätte meiden sollte, an die er mit tausend Banden gefesselt war. Aber das Selbstbewußtsein des Mannes bäumte sich gegen die lockende Stimme in seinem Inneren auf, die ihn wieder hinziehen wollte nach Hewit's Hause, und — Edward Osborne betrat die Schwelle desselben nicht wieder. Desto eifriger erkundigte er sich nach Allem, was in der Familie vorging, und erfuhr bald genug die Gründe, die Frau Hewit veranlaßt, ihn absichtlich zu verletzen und dadurch von ihrer Tochter fernzuhalten.

Vor einiger Zeit war mit der niederländischen Gesandtschaft ein junger Cavalier, der Ritter Guilfort Clark, nach London gekommen und durch Empfehlungen aus Antwerpen auch in das Haus des Lordmayors eingeführt worden. Der Ritter war ein stattlicher Mann von feinen, weltmännischen Manieren und schien sich von Anfang an sehr für Anna Hewit zu interessiren. Er trat allmählig mit seiner Bewerbung um so offener hervor, je deutlicher er bemerkte, wie sehr Lady Hewit dieselbe begünstigte. Aber trotz aller Zureden und Scheltworte der Mutter fühlte Anna durchaus keine Zuneigung zu dem Cavalier in ihrem Herzen, ja an Stelle der Gleichgiltigkeit war seit einiger Zeit sogar Abneigung getreten, und während man in den Londoner Kaufmannskreisen an ihrer baldigen

Verlobung mit Guilfort Clark keinen Augenblick zweifelte, waren die Herzen der beiden jungen Leute mehr getrennt denn je. Edward Osborne war bald genug von den Aussichten unterrichtet, die der Ritter nach der Ansicht der Leute auf die Hand seiner Jugendgespielin hatte, und je inniger er Anna Hewit liebte, je argwöhnischer beobachtete er seinen begünstigten Nebenbuhler.

Das Erste, was Osborne bei Guilfort Clark auffiel, war sein Verkehr mit einem Manne, den er schon bei seinem Aufenthalt in Emden gesehen zu haben glaubte; zwar nannte derselbe sich Pierre Parr und gab vor, ein Franzose zu sein, während der Mann von Emden Louis Albret geheißen hatte, aber Osborne's scharfes Auge fand zwischen den beiden Persönlichkeiten eine solche Aehnlichkeit, daß er bald genug zu der begründeten Vermuthung kam, daß er es hier mit ein und derselben Person zu thun habe. Albret oder Parr hatte vor ungefähr zehn Jahren, also in der Zeit, wo Osborne erst kurze Zeit in Emden war, die Stelle eines spanischen Agenten in jener Stadt beim Grafen Edzard von Ostfriesland bekleidet und als solcher zur Hintertreibung der englischen Wollenniederlage eine eifrige Thätigkeit entwickelt. Zugleich war es aber auch aufgefallen, daß, seit dieser Mann in Emden weilte, die Verluste englischer Wollschiffe durch spanische Kaper bedeutend zugenommen hatten, und der Verdacht, daß der Agent durch heimliche Signalisirung an diese dabei seine Hände im Spiel habe, wurde von den englischen Kaufleuten so offen ausgesprochen, daß es Albret für gerathen fand, heimlich über Nacht den Schauplatz seiner Thaten zu verlassen. In Parr, dem Vertrauten des Ritters, glaubte Osborne bestimmt jenen Mann wieder zu erkennen, und dieser Verdacht fand bei ihm um so größere Nahrung, als auch jetzt wieder englische Schiffe in großer Zahl abgefangen worden waren, was nur durch verrätherische Angaben den spanischen Kapern möglich gemacht sein konnte. Gewißheit mußte Osborne über diesen Punkt haben, und um keinen Verdacht zu erwecken, zog er seinen Pflegevater Gog, der neben seiner Bekanntschaft mit sämmtlichen Tavernen und Schiffsleuten der City auch einen bedeutenden Grad von Schlauheit besaß, in's Vertrauen und übertrug ihm die schwierige Mission, den verdächtigen Burschen zu sondiren.

Der alte Gog besuchte von da an fast täglich eines oder das andere der Wirthshäuser am Strand. Lange Zeit waren seine Bemühungen vergeblich, bis er einmal in der Nähe der Southwark-Bridge, wo die französischen Weinhändler ihre Niederlagen und Tavernen noch heute haben, Pierre Parr mit einem Bootsführer in eifrigem Gespräch vom Ufer kommen und in den Three Cranes (drei Krahnen), einem Wirthshause, das ebenfalls die Jahrhunderte überdauert hat, einkehren sah. Gog hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihnen zu folgen, um den Burschen, den der Franzose in's Schlepptau genommen hatte, bei Zeiten abzufangen; und diesmal war er mehr vom Glück begünstigt, denn Parr verließ, nachdem er kaum ein Glas getrunken hatte, die Taverne und überließ es der Theerjacke, sich mit dem Reste der Flasche abzufinden.

Sogleich machte sich der Alte mit der gutmüthigsten Miene der Welt an den Verlassenen und bald war zwischen den neuen Bekannten die Unterhaltung im besten Gange. Schon bei der zweiten Flasche, die der pfiffige Gog bezahlte, kam es zwischen Beiden zum Brüderschaftstrinken, und bei der dritten erfuhr der Riese von seinem Herzensfreund, daß er aus Schottland stamme und durch Pierre Parr zu lohnendem Verdienste gekommen sei, indem derselbe sein Boot ausschließlich für seine Dienste gemiethet habe; meistens ginge die Fahrt nach Southend oder nach Sheerneß und die Arbeit sei nicht anstrengend, da der Fremde nie Gepäck bei sich führe. Gewöhnlich erwarte ihn eine dicht in einen Mantel gehüllte Persönlichkeit am Strande, dann steige er aus, spreche vielleicht ein Viertelstündchen, und fahre darauf nach London zurück.

„Sonderbar," rief der Riese und goß dem durstigen Seemann wieder ein, „das ist ja ein ganz merkwürdiger Mensch. Vielleicht gar ein arger Don Juan, der mit seinem Liebchen auf diese Weise am Strande heimlich zusammenkommt, wie?"

„Ha, ha, ha!" lachte der Andere, „ein Don Juan! Nein Freund, da bist Du auf dem Holzwege. Es ist stets ein Mann, von dem er erwartet wird, das weiß ich ganz genau. Oft genug hab' ich die Fahrten schon allein machen und Briefe nach Southend an einen gewissen Thetford für Mr. Parr bringen müssen. Sieh' da, da ist wieder einer, den soll ich heute Abend noch hinschaffen!"

Gog griff gierig nach dem Schreiben, aber der Bootsmann zog es schnell zurück. „'s muß ein wichtiges Schreiben sein," sagte er, indem er das Papier unter das Unterfutter seiner Mütze schob, „denn er hat's mir auf die Seele gebunden, es bei Leibe nicht in andere Hände kommen zu lassen."

„So, hat er das, der verdammte Franzos!" rief plötzlich Gog in einem ernsten Tone. „Hast Du es Dir, Gesell, in Deinem hohlen Kopf überlegt, daß Dein Herr auch ein Schelm sein kann, der Dich zu seinen Halunkenstreichen benutzt? Wenn Dich die Zollwächter abfassen und 's ist nicht richtig mit dem Brief, dann kriegst Du die hanfene Halsbinde und der Franzos lacht sich in's Fäustchen!"

Der Bootsmann war bleich geworden. „Ja, aber was thu' ich denn da am besten?" stotterte er endlich.

„O, da kann ich Dir schon helfen, Bruder!" versetzte der Riese bereitwillig. „Nicht weit von hier wohnt ein echter Gentleman, Edward Osborne, Mitglied des Vereins der Wollhändler, da bring' ich Dich hin, und geht das, was im Briefe steht, nicht wider die Ehr' und Reputation, na, dann nimmst Du ihn und machst, daß Du damit nach Southend kommst. So sicherst Du Dir Deinen Hals und behältst Deinen Franzosen als Kunden!"

Der Bootsmann blieb nur einige Augenblicke unentschieden, dann sprang er auf und rief, des Riesen Hand schüttelnd: „Topp, Kamerad, bring' mich zu Deinem Gentleman, und wenn's nur der Sicherheit wegen wär'! Du hast mich einmal ängstlich gemacht mit der hanfenen Kravatte!"

In scharfem Schritt eilten die Beiden dem Hause Edward Osborne's zu. Wenige Augenblicke genügten, um denselben über die Situation aufzuklären; kaum aber hatte er das schmale Pergamentband unter dem Wachssiegel mit einem heißen Messer gelöst und einen Blick in den Brief hinein geworfen, als er einen lauten Ausruf des Staunens nicht unterdrücken konnte. Nachdem er zu Ende gelesen hatte, faltete er die Papiere sorgfältig zusammen. „Das war Euer Glück, Mann," sagte er, indem er dem Bootsmann auf die Schulter klopfte, „denn wenn Euch mit dem Brief ein Wächter ertappt hätte, so hättet Ihr bald keinen Boden mehr unter den Füßen gefühlt! Wer ist der Mann, der Euch diesen Brief gegeben hat, und wo ist er zu finden? Nur heraus mit der Sprache! Fassen wir ihn ab, so könnt Ihr einer guten Belohnung gewärtig sein, denn der Kerl ist ein Erzschurke!"

Der ehrliche Bootsmann hatte vor Schreck die Theerkappe fallen lassen.

„Mylord," sagte er zitternd, „ich bin ein armer ehrlicher Kerl, der von der ganzen schlimmen Geschichte keine Ahnung gehabt hat."

„Nun faßt Euch nur, guter Mann," meinte Osborne beruhigend, „ich glaube wohl, daß Ihr nicht gewußt habt, daß Ihr die Aufzeichnung der Abfahrtstermine und die Route unserer Wollschiffe nach Southend bringt, damit die spanischen Kaper sie um so sicherer abfangen können! Das habt Ihr sicher nicht gewußt!"

„Nein, nein," versicherte treuherzig der Schiffer, „das hab' ich nicht gewußt! Und damit Ihr seht, daß ich mit dem Kerl, dem Franzosen, nichts gemein hab', will ich Euch dorthin führen, wo ich ihn immer hab' treffen müssen!"

Eine der größeren Portertavernen in der City bildete das Ziel der Wanderung; Gog wurde zur Rekognoszirung hineingeschickt, während Osborne mit dem Bootsmann vor der Thüre wartete. Mit Befriedigung verkündete der Riese, daß ihr Mann drinnen sitze, und nun faßte Osborne den Plan, im Schatten der Häuser Mr. Parr abzuwarten, um ihm dann nachschleichen und so seine Wohnung erfahren zu können. Der Plan gelang vollkommen, denn der Franzose schlenderte so sorglos nach Hause, als wenn er das beste Gewissen von der Welt hätte.

Als Parr am anderen Tage verhaftet wurde, waren die Behörden so glücklich, zugleich seine gesammten Briefschaften in Beschlag nehmen zu können, aus denen es klar hervorging, daß man es hier mit dem gefährlichen Haupte einer Denunziantenbande zu thun habe, deren Thätigkeit man die enormen Verluste an Handelsschiffen durch spanische Kaper zuzuschreiben hatte. Parr legte ein umfassendes Geständniß ab, wonach er im Auftrage und mit dem Gelde der spanischen Regierung die genauesten Schiffsnachrichten von einem einflußreichen Manne erkauft, dann dieselben an den spanischen Agenten in Southend, der ebenfalls von der Londoner Polizei glücklich überrumpelt wurde, weiter besorgt und so die Kaperschiffe genau in Stand gesetzt hätte, die Lastschiffe ohne Mühe auf offenem Meere abzufangen. Und der einflußreiche Mann, von dem er allwöchentlich seine Nachrichten bezog, war niemand Anderes, als — Sir Guilfort Clark, der Nebenbuhler von Edward Osborne.

Für den Lordmayor war dies ein schwerer Schlag, weil seine eigene Unvorsichtigkeit den Mann seines Vertrauens zum größten Theil in den Stand gesetzt hatte, diese Verrätherrolle zu spielen; noch härter aber traf er Frau Hewit. Clark, von dem sich der niederländische Gesandte im Namen der Generalstaaten sogleich losgesagt hatte, wurde verhaftet; es gelang ihm übrigens, ehe er in den Tower übergeführt wurde, aus dem Stadthause auszubrechen und zu entkommen. Der Franzose aber, in dessen Person Osborne mit scharfem Blick den spanischen Agenten von Emden wieder erkannt hatte, wurde nebst seinem Helfershelfer auf Southend eine Woche später öffentlich gehängt.

Edward Osborne erntete in reichem Maße die Früchte seiner Thätigkeit; die reiche Wollenwebergilde von London, an deren Spitze Mr. Hewit stand, setzte im nächsten Jahre trotz seines jugendlichen Alters seine Wahl zum Lordmayor durch, und seine beiden Pflegeväter erfüllten dieses Mal mit besonderem Enthusiasmus ihre Ehrenpflicht als wohlbestallte Riesen der guten Stadt London. Als sich der Festzug ordnete, der, wie es jedesmal zu geschehen pflegte, den neuen Lordmayor zur feierlichen Installirung nach der Guildhall führte, trat Gog auf seinen feindlichen Amtsbruder zu, schaute ihm fest in die großen gutmüthigen Augen und sagte: „Bruder, soll auch heute an dem Ehrentage unseres Sohnes die Sonne wieder untergehen, ohne daß wir gute Freunde wie ehedem geworden?"

Da rollten dem guten Magog die dicken Thränen über die braungebrannten Wangen, und ohne ein Wort vor Rührung heraus-

bringen zu können, fiel er dem Freunde um den Hals. —

Edward Osborne hatte jetzt keine Schwierigkeiten mehr, die Hand der Geliebten zu erlangen. Er leistete der Königin Elisabeth und seinem Vaterlande in der Folge noch große Dienste; armirte mit einigen anderen Gliedern seiner Zunft, als die spanische Armada die englischen Küsten bedrohte, mehrere Kriegsschiffe und trug durch sein Vorbild nicht wenig zur Hebung des Patriotismus in der Londoner Bürgerschaft in dieser schweren Kriegszeit bei. Zur Belohnung dafür schlug ihn die Königin nach der Vernichtung der spanischen Riesenflotte zum Ritter, und seine Nachkommen traten ganz in die Fußstapfen ihres trefflichen Ahnherrn.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine entsetzliche Lage. — Auf den sehr gut unterhaltenen großen Straßen, welche im Inneren von Java die Hauptplätze mit einander verbinden, sind zur Sicherheit der Reisenden, namentlich der Europäer, die meistens der Hitze wegen des Nachts reisen, Wachthäuser in Zwischenräumen von einer englischen Meile erbaut. Die je aus fünf bis zehn Javanesen bestehende Wachtmannschaft hat die Verpflichtung, während der Nacht die Reisenden von einem Wachthause zum anderen zu begleiten und sie sowohl gegen Räuber als besonders gegen die Angriffe der Tiger zu schützen, deren es namentlich im Inneren von Java eine große Menge gibt, trotz aller Verfolgung und Nachstellung. Hinter jedem Wachthause befindet sich deshalb auch eine sogenannte Tigerfalle. Diese besteht aus einem trichterförmigen sechs bis acht Meter tiefen Loche, dessen obere Oeffnung mit schwachem Reisig bedeckt ist; auf diesem Reisig ist ein Ziegenlamm oder ein Ferkel befestigt, durch dessen Geschrei der Tiger angelockt wird. Sehr häufig werden auf diese höchst einfache Art Tiger gefangen, von denen die schönsten Exemplare mittelst starker Netze, in die sie sich verwickeln, aus der Grube gezogen, in starke Käfige aus Bambus gesperrt und entweder nach Europa geschickt oder an einheimische Fürsten verkauft werden, welche sie bei ihren Thierkämpfen verwenden. Auf der Straße von Unarany nach Ambarave, ziemlich im Mittelpunkte Java's gelegen, hatte ich, nach einem anstrengenden Ritte die ganze Nacht hindurch, gegen Morgen ein Wachthaus erreicht, das in der Nähe eines Kampongs (Dorf) ziemlich auf dem höchsten Punkte des Gebirgskammes lag, der Java von Westen nach Osten durchzieht. Nachdem ich meinem Diener die nöthigen Befehle gegeben, aus den mitgebrachten Vorräthen ein kräftiges Frühmahl zu bereiten, war ich im Begriffe, in's Wachthaus zu treten, als hinter demselben plötzlich ein lautes Geschrei ertönte. Ich begab mich eiligst dorthin und sah die ganze Wachtmannschaft mit Zeichen des Entsetzens um eine offene Grube versammelt, auf deren Boden ich einen großen Tiger und einen Javanesen bemerkte, die regungslos in dem engen Raume dicht neben einander kauerten. Sofort wurde ein starkes Netz dem Tiger über Kopf und Leib geworfen, während eine Leiter in die Grube hinabgelassen wurde, auf welcher der Javanese heraussteigen sollte. Dieser bewegte jedoch kein Glied, sondern starrte unausgesetzt mit weit aufgerissenen Augen auf seinen schrecklichen Nachbar. Mit anerkennenswerthem Muthe stieg nun einer der Wachtleute soweit in die Grube hinab, bis er den Javanesen ergreifen konnte, den er nun die Leiter hinaufschob, bis wir ihn von oben faßten und vollends herauszogen. Der arme Mensch war vor Angst dem Tode nahe, als wir ihn in das Wachthaus trugen, und nicht mehr im Stande, ein Glied zu bewegen. Einige Tassen heißen Thee's mit Cognac, die ich dem armen Teufel einflößen ließ, brachten ihn jedoch allmählig wieder zu sich. Als er sich einigermaßen erholt hatte, erzählte er uns, er sei am Abende vorher aus seinem ungefähr zwei Stunden entfernten Kampong fortgegangen, um seine in dem Kampong beim Wachthause wohnende Geliebte zu besuchen. In der Finsterniß müsse er vom Wege abgekommen und hinter das Wachthaus gerathen sein, wo er plötzlich den Boden unter den Füßen verloren habe und auf etwas Weiches hinabgestürzt sei, in welchem er sehr bald zu seinem Entsetzen einen Tiger entdeckt habe. Dieser scheine jedoch ebenso erschrocken gewesen zu sein über den ihm plötzlich auf den Kopf gefallenen Menschen, denn er habe sich nicht gerührt; so hätten Beide unbeweglich, aber dicht an einander gedrückt, die ganze Nacht zugebracht. Jeden Augenblick habe er geglaubt, der Tiger würde über ihn herfallen und ihn zerreißen; zuletzt habe er gar nichts mehr denken können. [v. B.]

Humoristisches.



Zahlung nur im Prinzip.

Wie viel zahlst Du denn Miethe für dieses Hundeloch?
— Zehn Mark monatlich — bleibe ich dafür schuldig.



Eine neue Krankheit.

Erster Herr: Nun, Freund Fischer, Sie gehen allein spazieren?
Zweiter Herr: Ja, meiner Frau ist's nicht ganz gut.
Erster Herr: Das ist ja schade, was fehlt ihr denn?
Zweiter Herr: Ein neuer Wintermantel!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 4:

Wer ist der Glücklichste auf Erden? — der sich nicht wünscht noch glücklicher zu werden

Charade.

Meine Erste zu entbehren,
Die mit Schwestern im Verein
Unser Leben schützt und schirmet,
Dürfte schier unmöglich sein.
Meine Zweite, vielgestaltig,
Dient in Garten, Hof und Haus;
Frauen brauchen sie beständig,
Männer weichen ihr oft aus.
An der Ersten hängt das Ganze,
Dienet ihr zu Schmuck und Zier.
Sieh' Dich um — ich möchte wetten,
Findest sie bei Dir und mir.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösungen von Nr. 4:

der Charade: Freiberg;
des Silben-Räthsels: Italiener, Lilie, Indium, Ariosto, Seebach (Ilias — Homer).

Verlag der Thorner-Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.